Pietro Rossi

Idiographismus *versus* vergleichende Geschichte

In: Berichte und Abhandlungen / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
(vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) ; 16.2014, S. 71-79

Persistent Identifier: urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-27631

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.

Idiographismus *versus* vergleichende Geschichte

I

1894 formulierte Wilhelm Windelband in seiner Straßburger Rektoratsrede (die 1907 in der dritten Ausgabe der „Präludien“ veröffentlicht wurde) die Unterscheidung zwischen zwei Ausrichtungen des Wissens, das heißt zwischen zwei Gruppen von Wissenschaften: den nomothetischen und den idiographischen Wissenschaften. Während die ersteren das „Allgemeine in der Form des Naturgesetzes“ erforschen, haben die zweiten „das Einzelne in der geschichtlich bestimmten Gestalt“, anders gesagt, „den einmaligen, in sich bestimmten Inhalt des wirklichen Geschehens“ zum Gegenstand. „Die einen sind Gesetzeswissenschaften, die anderen Ereigniswissenschaften; jene lehren was immer ist, diese was einmal war“. Auf diese Weise kennzeichnete Windelband das historische Wissen als „idiographisch“, als Beschreibung oder Narration dessen, was dem einzelnen Ereignis eigen ist. Die Historiographie ist also die Erkenntnis der Ereignisse und der geschichtlichen Prozesse in ihrer Individualität, einer Erkenntnis, die allgemeine Gesetze weder benutzt noch benötigt.

Windelband übersetzte somit in die Sprache des Neukantianismus eine Konzeption des historischen Wissens, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts vor allem im Bereich der deutschen Kultur herausgebildet hatte. Es handelte sich bei ihm – und das Gleiche gilt für seinen Schüler Heinrich Rickert – um eine Unterscheidung der Methode und nicht des Gegenstandes: Jede Erscheinung kann sowohl Gegenstand des nomothetischen als auch des idiographischen Ansatzes sein. Folglich lehnte er die Dilthey'sche Unterscheidung in Natur- und Geisteswissenschaften ab, laut der die letzteren die geistigen Phänomene sowohl in ihrer Individualität als auch in ihren Gleichförmigkeiten untersuchen sollen. Auf diese Weise gelangte Windelband zu einer Legitimierung der Interpretation der Geschichtsforschung, die die historizistische Tradition ausgearbeitet hatte. Dieser Interpretation zufolge liegt Geschichtsforschung – und auch „Geschichte“ als ihr Gegenstand – nur dann vor, wenn das Erkenntnisinteresse darauf gerichtet ist, die spezifischen Kennzeichen eines Ereignisses oder eines geschichtlichen Prozesses herauszuarbeiten. Sie kann sich nicht auf

die Suche nach historischen „Gesetzen“ orientieren, anders gesagt, „die Geschichte zum Rang einer Wissenschaft erheben“ (nach dem Titel, den Johann Gustav Droysen 1863 einer polemischen Rezension der „History of Civilization in England“ von Henry Thomas Buckle gegeben hatte). Sie kann auch nicht beanspruchen, die rekonstruierten Ereignisse zu „erklären“; sie kann sie nur „verstehen“ – entsprechend der von Droysen formulierten und später von Dilthey in seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ übernommenen Unterscheidung.

Wenn wir von Windelband einen Sprung über mehrere Jahrzehnte bis hin zum letzten großen Werk von Friedrich Meinecke machen, nämlich „Die Entstehung des Historismus“ (1936), so lässt sich die Bedeutung dieser idiographischen Konzeption klar erkennen. Für Meinecke ist der Historismus eine „Revolution“ des deutschen Geistes – die zweite nach der protestantischen Reform – und „sein Kern besteht in der Ersetzung einer generalisierenden Betrachtung geschichtlich-menschlicher Kräfte durch eine individualisierende Betrachtung“; er stellt „die höchste bisher erreichte Stufe in dem Verständnis menschlicher Dinge“ dar. Ihm liegen zwei Prinzipien zu Grunde: Individualität und Entwicklung. Die Individualität ist nicht nur, wie dies Windelband behauptete, das Ergebnis einer Denkweise, eines methodischen Ansatzes, sondern ist das konstitutive Kennzeichen des Geschichtsprozesses und seiner Erscheinungen. Historische Phänomene sind – eben aufgrund ihres historischen Charakters – *an sich* individuell.

Diese Auffassung ging weit über eine rein methodologische Konzeption von Individualität hinaus: dies geht deutlich aus dem einige Jahre späteren Aufsatz Meineckes „Vom geschichtlichen Sinn und vom Sinn der Geschichte“ hervor. Im Versuch, den Historismus vor seinen relativistischen Folgen, vor der „Anarchie der Werte“, zu retten, behauptete Meinecke, dass die Geschichte neben der horizontalen Dimension auch eine vertikale Dimension habe und dass diese es ermögliche, „eine feste Brücke über den Strom“ des Geschehens zu bauen, derart, „von ihr aus in den Strom [zu] blicken und das Feste und Sichere im Wechsel gewahr [zu] werden“. Nicht in der Abfolge der Ereignisse, sondern im Augenblick kann das Gewissen das Ewige finden und es als „Träger von Ewigkeitswerten“ erkennen. In Meineckes Worten: „Im Gewissen verschmilzt sich die Individualität mit dem Absoluten und das Geschichtliche mit dem Gegenwärtigen. Und so wird durch das Gewissen dem Augenblick jener Ewigkeitsgehalt gegeben, von dem wir sprachen ...“

Auf diese Weise tritt die religiöse Bedeutung des Individualitätsbegriffs in Erscheinung, die auf die romantische Kultur und, darüber hinaus, auf Herder zurückverweist. Die Geschichte erwirbt ihren „Sinn“ durch ihre Beziehung zu absoluten Werten; diese Beziehung bildet sich aber nicht nur im einzelnen menschlichen Individuum sondern auch im einzelnen Ereignis. Dies geschehe deshalb, weil ihm auf irgendeine Weise das Göttliche innewohne – gleichgültig, ob man dies in einem

transzendenten oder immanenten Sinn verstehen wolle. Spinozas „Deus sive natura“, das in „Attributen“ und in „Modi“ zum Vorschein kommt und dessen Struktur „more geometrico“ erforscht werden muss, hatte seinen Platz – schon seit Herder – dem „Deus sive historia“ überlassen, der sich in der Abfolge der Völker und ihrer Kulturen äußert. Die Individualität schließt das Universale ein, und das Universale – verstanden als Geist oder als Geist werdende Natur – verwirklicht sich in individuellen Gestalten. Ranke, ein großer Antagonist der Hegel'schen Geschichtsphilosophie – dem Meinecke einen entscheidenden Platz in der Entwicklung des Historismus zuweist – stimmte in diesem Punkt mit Hegel überein. Im März 1820 schrieb er an seinen Bruder Heinrich: „In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede That zeuget von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte“. Später wird er eine direkte Beziehung jeder Epoche zu Gott behaupten, von der sich ihre Irreduzibilität auf eine einheitliche Entwicklungslinie ableitet.

Zu dieser religiösen Bedeutung des Individualitätsbegriffs kam noch eine andere hinzu, nämlich die politische, deren Wurzeln in demselben kulturellen Klima zu suchen sind. Diese ging zurück auf den Begriff des Volksgeistes: Der eigentliche „Träger“ der Individualität ist das Volk im Sinne einer ethnisch-kulturellen Gemeinschaft, die danach strebt, eine politische Institution ins Leben zu rufen, nämlich den Nationalstaat. Als sich Ranke später vornimmt, eine „Universalgeschichte“ zu schreiben, konzipiert er sie als eine Geschichte von Völkern – in erster Linie der römisch-germanischen Völker –, das heißt als eine Pluralität von „Geschichten“, die zwar durch faktische Beziehungen miteinander verbunden sind, gleichwohl aber nicht (wie bei Hegel) auf eine logische Ordnung zurückgeführt werden können. Das nationale Paradigma der Historiographie des 19. Jahrhunderts verstand die geschichtlichen Geschehnisse jedes einzelnen Volkes als den Ausdruck eines besonderen „Geistes“, jenseits dessen nur der direkte Bezug zum Göttlichen liegt.

II

Diese Auffassung der Individualität brachte mit sich die Ablehnung der „Verwissenschaftlichung“ der historischen Forschung und auch die Absage an die „arithmétique morale“, wie sie von Autoren wie Buffon und Condorcet vertreten wurde. Mit ihr ging die Vorstellung einher, dass in der Geschichte nicht näher bestimmte „Ideen“ oder „Kräfte“ wirksam seien, die die einzelnen Individuen leiten und sie zu mehr oder weniger unbewussten Werkzeugen eines Plans der Vorsehung machen würden. Eben aus diesem Grund bestand keinerlei Möglichkeit, weder Regelmäßigkeiten in den menschlichen Handlungen festzustellen, noch auf deren Grundlage das Resultat dieser Handlungen vorherzusagen, wie dies die positivistische Epistemologie verlangte.

Dennoch gab es schon in der Historiographie des 19. Jahrhunderts einen komparativen Ansatz, zumindest in der Form eines diachronischen Vergleichs. Bereits die Nationalökonomie – ausgehend von Wilhelm Roschers „Grundriss“ (1843) – suchte nach Entwicklungsgesetzen, auf deren Grundlage die Übereinstimmungen zwischen verschiedenen nationalen Prozessen erklärt werden konnten. Und der historische Materialismus versuchte, die ökonomischen Gesellschaftsformen und ihre „polare“ Grundstruktur herauszuarbeiten wie auch die Dialektik, die den Übergang von einer Form zur anderen ermöglichte. Auf diese Weise konnte Marx Entwicklungsprozesse, die in verschiedenen Ländern oder Regionen (mehr oder weniger gleichzeitig) abliefen, als Beispiele eines einheitlichen Entwicklungsmodells betrachten.

Zu einer Wiederaufnahme des Vergleichs kommt es aber vor allem mit Max Weber, in erster Linie in seinen Studien zur Religionssoziologie. Der Ausgangspunkt seiner Untersuchung ist bekanntlich das Problem des Wesens und Ursprungs des Kapitalismus: nicht aber des Kapitalismus im Allgemeinen, sondern als einer spezifischen Form kapitalistischer Ökonomie, das heißt des sogenannten „wirtschaftlichen Rationalismus“. Dieser Kapitalismus mit seinen spezifischen Kennzeichen erweist sich als ein einzigartiges Phänomen der Geschichte – ebenso wie seine Rationalitätsform, die er mit dem modernen Staat und der modernen Wissenschaft gemeinsam hat. Zu diesem Zweck griff Weber auf den Vergleich zwischen den verschiedenen Erlösungsreligionen in ihrer Beziehung zur „Welt“ zurück, in ihrer Fähigkeit betrachtet, das wirtschaftliche Handeln zu beeinflussen, und, umgekehrt, durch die wirtschaftliche (und auch politische) Struktur jeder Gesellschaft beeinflusst zu werden. Unter methodischem Gesichtspunkt haben wir es mit einem differenzierenden, aber auch asymmetrischen Vergleich zu tun. Er ist *differenzierend*, insofern er nicht beabsichtigt, Regelmäßigkeiten der Entwicklung in den Vordergrund zu stellen. Und er ist *asymmetrisch*, insofern die Komparation mit anderen Gesellschaften und anderen Formen der Wirtschaftsethik dem Verständnis des modernen Kapitalismus und, allgemeiner, der modernen Welt dienen soll. Damit einher ging implizit eine Bevorzugung des modernen Okzidents. Dieser ist für Weber allerdings nicht der Zielpunkt eines einheitlichen Rationalisierungsprozesses; er ist vielmehr der historische „Ort“ einer spezifischen Rationalitätsform, die in keiner anderen Gesellschaft vorkommt.

Dieser Vergleich war eng gebunden an die Rückgewinnung der Funktion des nomologischen Wissens. Während die historizistische Tradition die Individualität der Konzeptualisierung gegenüberstellte, behauptete Weber, dass „Idealtypen“ zur Erfassung dessen unerlässlich sind, was ein bestimmtes Ereignis oder einen bestimmten geschichtlichen Prozess von anderen unterscheidet. Weber kam auf diese Weise zu einer Neuformulierung des Begriffs der Individualität. Weit davon entfernt, im Widerspruch zu den „nomothetischen“ Disziplinen zu stehen, sind die historischen

Wissenschaften gleichzeitig „Sozialwissenschaften“, und die von ihnen gelieferten Erklärungen basieren auf allgemeinen Begriffen und Regelmäßigkeiten.

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen setzte sich eine andere Form von Vergleich durch, die ebenfalls interkulturellen Charakter hatte, die aber weder differenzierend noch asymmetrisch war. Von entscheidender Bedeutung war diesbezüglich das Werk von Oswald Spengler, auf den zahlreiche Historiker, Eduard Meyer in primis, voller Bewunderung, ja mit Begeisterung blickten. Spengler zufolge ist der Okzident zwar eine „Kultur“ mit eigener Individualität, die sich von allen anderen unterscheidet; aber dadurch sei keinesfalls ausgeschlossen, dass die Kulturen miteinander verglichen werden könnten, insofern alle einen gemeinsamen „Zyklus“ durchlaufen. Daher rührt die das Werk Spenglers durchziehende Spannung, dass er einerseits die Relativität der „Kulturen“, die irreduzible Verschiedenheit ihrer symbolischen Welten unterstreicht, andererseits aber zeigen will, dass sie alle derselben biologischen Art angehören und folglich dieselben Entwicklungsphasen – von der Entstehung bis hin zum Tod – durchlaufen. Spengler verlieh also seiner komparativen Untersuchung eine organizistische Grundlage, was Toynbee kritisieren wird. Das schließt aber nicht aus, dass beide nicht so sehr Unterschiede als vielmehr Gleichförmigkeiten entdecken wollen und sie als Grundlage der Vorhersage des „Untergangs“ oder der „Zersetzung“ der westlichen Kultur benutzen.

Ziel und auch Gegenstand des Vergleichs sind nicht dieselben wie bei Weber. Spengler und Toynbee nehmen als Gegenstand des Vergleiches gesamte Kulturen oder Zivilisationen, und ihre Analyse bewegt sich auf halbem Wege zwischen historischer Forschung und Geschichtsphilosophie: So wird die Vorhersage zur Weissagung (oder, wie beim späten Toynbee, zu einer religiösen Geschichtsanschauung). Im Falle von Weber hingegen hat der Vergleich selektiven Charakter in einem doppelten Sinne. Seine Analyse will sich nicht auf alle historischen Gesellschaften beziehen, sondern nur auf jene, die die spezifische Rationalität des modernen Westens und seinen Rationalisierungsprozess herausstellen können. Und diese Gesellschaften werden nicht in ihrer Gesamtheit betrachtet, sondern nur in Bezug auf eine Reihe spezifischer relevanter Aspekte.

III

Bis jetzt haben wir vom Rückgriff auf den Vergleich gesprochen, aber noch nicht von vergleichender Geschichte – von einer Betrachtungsweise also, die ihren Ursprung in der Historiographie selbst hat. Aber bereits in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts stellte Otto Hintze das Programm einer vergleichenden Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit auf. Das lief darauf hinaus, eine Typologie der Verfassungsformen auszuarbeiten, innerhalb deren der nationale

Staat als europäische Sonderform eingeordnet werden sollte. Während der Vergleich bei Weber auf einer historisch-soziologischen Analyse basierte, wollte Hintze vor allem den historischen vom soziologischen Vergleich abgrenzen, und er schrieb ihm die Aufgabe zu, Unterschiede und nicht Analogien aufzuzeigen. Seine Analyse ging über die europäische Geschichte hinaus, verfolgte aber stets die Absicht, die spezifischen Kennzeichen von geschichtlichen Phänomenen zu ermitteln, die auf den ersten Blick ähnlich erscheinen. So lehnte er die Beschränkung der Kategorie des Feudalismus auf das mittelalterliche Europa ab und wandte ihn auch auf andere Gesellschaften an; dabei wollte er die Unterschiede zwischen den verschiedenen Typen der Feudalverfassung herausfinden. Und in einem Aufsatz von 1931 stellte er die Folgen des Dualismus von Staat und Kirche sowie die Bedeutung der Organisation der sozialen Schichten beim Entstehen des modernen Staates in den Vordergrund, als Ergebnis der spezifischen okzidental Entwicklung.

Aber vor allem in Kulturbereichen, in denen sich die Tradition des Historismus nicht durchgesetzt hatte – in erster Linie in Frankreich –, nahm die Historiographie die Orientierung auf eine vergleichende Geschichte wieder auf. Im Laufe der zwanziger Jahre fand diese eine methodologische Legitimation in zwei Vorträgen, die auf zwei aufeinanderfolgenden internationalen Historiker-Kongressen gehalten wurden: „La méthode comparative en histoire“ von Henri Pirenne in Brüssel (1923) und „Pour une histoire comparée des sociétés européennes“ von Marc Bloch in Oslo (1928). Pirenne verwarf den Primat der nationalen Perspektive, da sie zu einem politisch-propagandistischem Gebrauch der Historiographie während des Weltkriegs geführt hatte, und zeigte im komparativen Ansatz die Möglichkeit, ihre Wissenschaftlichkeit zu garantieren. Marc Bloch präsentierte hingegen die vergleichende Geschichte als eine Disziplin zweiten Grades im Verhältnis zur Historiographie. Tatsächlich wurde aber der Vergleich im konkreten Gebrauch, den Bloch in seinen großen Werken machte, weniger ein eigenständiges Arbeitsgebiet, als vielmehr das Hauptinstrument der Geschichtsforschung selbst. Ähnlich wie Hintze, ging auch Bloch in seinem Bild der feudalen Gesellschaft über die Grenzen Europas hinaus und schlug einen Vergleich mit dem japanischen Feudalismus vor.

Auf diese Weise bot sich in den dreißiger Jahren die Möglichkeit von Vergleichsebenen, die der nationalen Perspektive der Historiographie des 19. Jahrhunderts fremd waren. Die erste war die Vergleichsebene zwischen den europäischen Regionen als historisch-geographischen Einheiten, die der Entstehung der Nationalstaaten vorangingen. Auf dieser Ebene haben sich vor allem die Historiker der Gruppe der „Annales“ bewegt – das beginnt bei Lucien Febvre über die Franche Comté (bereits 1911), geht über Pierre Goubert über das Beauvaisis (1960) und Pierre Vilar über Katalonien (1962) bis hin zu Emmanuel Le Roy Ladurie über das Languedoc (1969) –, auch wenn es bei ihren Analysen nie zu einer expliziten Komparation

zwischen den Regionen kam, die später in die französische Nation einmündeten. Die zweite Vergleichsebene war hingegen die zwischen den verschiedenen Bildungsprozessen der Nationalstaaten, in der Perspektive der allgemeineren Entwicklung zur Modernität. Diese zweite Forschungsrichtung wollte verstehen, warum diese Entwicklung in einigen Ländern zu Formen liberaler Demokratie geführt hatte, während sich in anderen Ländern autoritäre oder sogar totalitäre Herrschaftsformen herausgebildet hatten. Die vergleichende Geschichte entwickelte auf diese Weise das Studium der verschiedenen „Wege“ in die Moderne.

Diese beiden Ebenen unterscheiden sich außerdem unter einem anderen Gesichtspunkt und zwar hinsichtlich der Beziehung der vergleichenden Geschichte zu anderen Disziplinen. Das Studium der regionalen Gebiete in prämoderner (oder protomoderner) Zeit setzte eine enge Beziehung zur Geographie voraus, eine Konstante der Gruppe der „Annales“ seit dem Buch von Lucien Febvre über „La terre et l'évolution humaine“ (1922); bei den Analysen der Bedingungen und des Ergebnisses der Modernisierung übernimmt in den sechziger Jahren die Beziehung zu den Sozialwissenschaften, insbesondere zur „historischen Soziologie“, die entscheidende Rolle. So verknüpfte zum Beispiel Reinhard Bendix in „Nation Building and Citizenship“ (1964) die Entstehung des Nationalstaates westlichen Typs mit der Ausdehnung der Staatsbürgerschaft auf neue soziale Klassen und verglich sie mit dem autoritären Weg, den Deutschland und das zaristische Russland durchlaufen hatten, aber auch mit der versäumten Modernisierung in Indien. Barrington Moore jr. ging in „Social Origins of Dictatorship and Democracy“ (1966) auf den Bruch des „Sozialpaktes“ zwischen Grundbesitzern und Bauern ein, zu dem es zu Beginn der Neuzeit gekommen war. Er untersuchte auf der einen Seite das Aufkommen der Demokratie auf kapitalistischer Grundlage in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten, auf der anderen Seite die Entwicklung in China und Japan beziehungsweise die Hindernisse, die sich der sozial-ökonomischen Entwicklung in Indien entgegenstellten. Einige Jahre später analysierte Theda Skocpol die Beziehungen zwischen „States and Social Revolutions“ (1979). In allen diesen Untersuchungen benutzt die vergleichende Geschichte soziologische Kategorien derart, dass man de facto auch von einer soziologischen Untersuchung unter geschichtlicher Perspektive sprechen kann.

Der Ort, wo die Beziehung zwischen Geschichtsforschung und Sozialwissenschaften explizite Form annahm und der Vergleich zum entscheidenden Instrument der Geschichtsforschung wurde, ist allerdings die deutsche Historiographie der Nachkriegszeit. Seit Mitte der sechziger Jahre haben Historiker wie Theodor Schieder, Wolfgang Mommsen, Hans-Ulrich Wehler, Hans-Jürgen Pühle, Jürgen Kocka, Hartmut Kaelble und andere die Geschichtsforschung in den Bereich der Sozialwissenschaften zurückgeführt und sie als „historische Sozialwissenschaft“ definiert.

Die Historiographie ist nichts Anderes als eine besondere Sozialwissenschaft, in der die Zeitdimension, also die „Entwicklung“ in den Vordergrund rückt. Zur Folge hatte dies einerseits, dass ihr eine vergleichende Aufgabe zugeschrieben wurde, für die der Rückgriff auf einen theoretischen Begriffsapparat (wie schon bei Weber) unerlässlich war, und andererseits, dass man versuchte, die Besonderheit der Historiographie *innerhalb* der Sozialwissenschaften zu bewahren.

Marc Bloch hatte ursprünglich die vergleichende Geschichte als eine Forschung zweiten Grades konzipiert, jetzt hingegen wurde der Vergleich zu einem konstitutiven Element der Geschichtsforschung. Sie kann und muss sich zugleich mit Ähnlichkeiten und Unterschieden beschäftigen, und diese beiden Aspekte werden zur Bedingung für die Erklärung einzelner Ereignisse und Entwicklungsprozesse. Dem Prinzip der Individualität wurde somit das methodische Kriterium des Zusammenhangs zwischen Individuellem und Allgemeinem entgegengesetzt: Weit davon entfernt, als etwas „ineffabile“ zu gelten (wie dies Herder und Goethe behauptet hatten), war das geschichtliche Individuum aufgrund des Vergleichs mit anderen Individuen zum Forschungsgegenstand und dadurch relativiert worden.

IV

Der Vergleich ist heute in der Historiographie eine geläufige Operation und die vergleichende Geschichte eine ausgiebig praktizierte Disziplin (wenn wir sie so nennen wollen) geworden. Ihre Ablehnung von Seiten der historizistischen Tradition gehört nunmehr der Vergangenheit an ebenso wie der – von der Hermeneutik Gadamer wieder aufgenommene – Gegensatz von „Verstehen“ und „Erklären“, der den Autonomieanspruch der historischen Wissenschaften garantieren wollte.

Das heißt nicht, dass die vergleichende Geschichte frei von methodischen Problemen ist. Das erste betrifft die Bestimmung des Gegenstands des Vergleichs, das heißt der Klasse von Erscheinungen, die miteinander vergleichbar sind. Ihre Vergleichbarkeit erfordert es, dass sie allgemeine gemeinsame Züge besitzen und auch – im Falle zum Beispiel der Wirtschaftsgeschichte oder der Demographie – quantifizierbar sind. Der Vergleich bewegt sich stets an der Grenze zwischen Homo- und Heterogenität: Ein Überschuss an Homogenität führt zur Identität, während ein Übermaß an Heterogenität den Vergleich unmöglich macht (das ist das bekannte Apfel-Birnen-Problem). Dem schließt sich ein zweites Problem an – das des allgemeineren Kontextes, in den sich die geschichtlichen Phänomene einordnen lassen. Wenn wir uns auf das Beispiel von Bloch (und auch von Hintze) beziehen, bedeutet das Folgendes: Eines ist es, den Feudalismus zu vergleichen, der sich auf verschiedenen Gebieten des karolingischen Reiches ausgebildet hat, etwas ganz Anderes hingegen, wenn

wir ihn mit dem japanischen Feudalismus vergleichen. Dieser zweite Vergleichstyp erfordert es, auch die Differenzen zwischen Struktur und Entwicklung der mittelalterlichen Gesellschaft und der des alten Japan zu betrachten.

Ein weiteres Problem betrifft die Stufe der Komparation. Der Vergleich kann auf der Ebene „globaler“ Gesellschaften durchgeführt werden (Europa mit dem russischen oder Osmanischen Reich, Europa mit Amerika, China mit Indien) oder auf der Ebene von Nationalstaaten oder auch von nicht nationalen Staaten oder auf der Ebene von regionalen Gebieten. Er kann sich ferner auf diese „Einheiten“ in ihrer Gesamtheit beziehen oder nur auf spezifische Aspekte derselben – beispielsweise auf den Typ von Verwaltung oder auf das Steuer- oder Produktionssystem und so weiter. Diese zweifache Unterscheidung hat auch Auswirkungen auf die Ergebnisse des Vergleichs, denn je mehr Variablen untersucht werden müssen, umso komplexer und demzufolge problematischer wird der Vergleich. Heutzutage ist es nicht mehr möglich, an eine Komparation der Zivilisationen auf den Spuren eines Toynbee oder gar eines Spengler zu denken. Gleichwohl sind „globale“ Analysen über die Entstehung und Entwicklung der Weltwirtschaft, sowie über die Stelle einzelner Länder innerhalb ihres Systems, wie dies Immanuel Wallenstein in „The Modern World-System“ (1974–89) getan hat, nicht nur legitim, sondern auch fruchtbar. Auf der anderen Seite dürfte ein Vergleich, der sich auf Mikro-Objekte in einem raumzeitlich begrenzten Gebiet bezieht, wahrscheinlich zu leichter verifizierbaren Ergebnissen führen, auch wenn er dazu tendieren wird, mit der Geschichtsforschung zusammenzufallen. Die Suche nach dem Besonderen, die ständige Korrektur der Modelle im Sinne einer immer engeren Annäherung an die Komplexität geschichtlicher Prozesse kann für die vergleichende Geschichte ebenso fatale Folgen haben wie die Flucht hin zu universalen Systemen. Um es mit Weber zu sagen: Die „Ideal-typen“ dürfen nicht in Realtypen verwandelt werden, sofern sie ihre Funktion erfüllen sollen, sie müssen aber einen bestimmten – höheren oder niedrigeren – Abstraktionsgrad behalten.